

# DICKENFESCH

Nr. 37

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## fernēs feuer.

Auf fernem Berg, von einem grauen Schleier  
Aus Rauch und Nebeldunst umhüllt,  
Brennt roth ein hohes, flammenhelles Feuer,  
Ein wundergrosses Sonnenbild.

Es ragt empor von seinem dunklen Grunde  
Pfadweisend, in erhab'ner Pracht,  
Und wirft den Wanderern zu jeder Stunde  
Lichtstrahlen in die Nacht.

Sie ziehn beladen durch des Lebens Wüste  
Mühselig, ein gequälter Hauf,  
Und jeder Tag, der sie am Morgen grüsste,  
Legt neue Lasten zu den alten auf.  
Krumm wird der Rücken und die Kniee wanken,  
Tief gräbt der Sorge Spur sich in's Gesicht —  
Und doch im Hirn den schaffenden Gedanken,  
Und doch ein Muth, der um Erlösung ficht!

Das ist kein Gang auf weichen Rasenbeeten,  
Kein glatter Weg im parkettirten Saal,  
Das ist ein Pfad in Hinderniss und Nöthen,  
Und höchster Orden ist das Narbenmal.  
Hier harren Mühsal, Spott und tausend Wunden,  
Hass und Verachtung, Bitterniss und Groll,  
Hier heischet Opfer jegliche der Stunden  
Und jeder Schritt, er fordert seinen Zoll.

Siehst du ringsum die Todtenschädel bleichen?  
Verstreut wie Spreu das trockene Gebein:  
Allüberall des Todes stumme Zeichen  
Und wunde Lippen, die um Wasser schrei'n.  
Hörst du die Flüche nicht und leises Beten,  
Die Seufzer nicht, wo just ein Herz erlag?  
Der nicht ein Leben in den Staub getreten,  
Er war noch nie: ein solcher Friedenstag.

Wer säumt darum? Der fiel, ist nicht zu tragen;  
Am Wege bleibt, wer seine Kraft verlor,  
Und auch die bitterste der bittren Klagen  
Hilft die Gefallenen nicht mehr empor.  
Du magst im Herzen blut'ge Thränen weinen,  
Weil so viel Leben vor der Zeit zerbricht —  
Um dort zu landen, wo die Strahlen scheinen,  
Hilft nur die hoffnungsstarke Zuversicht.

Vorüber geht's — vorbei. Zu hartem Willen  
Verdichtet sich das Leid und wird zur That,  
Nicht Einer ist, dem nicht ein Mass zu füllen  
Sein fördernd Schicksal aufgegeben hat.  
Aus vielen Tropfen kann ein Stromen werden,  
Ein felszertrümmernd, allgewalt'ges Meer —  
So ziehe nicht allein mit den Beschwerden,  
Ein hoffnungsloser Wanderer, daher.

Siehst du die Flammen dort? . . . Es geht ein Sagen  
Prophetisch, mutherweckend durch die Schaar:  
„Dort, an dem Berge, wo die Gipfel ragen,  
Stirbt unsres Lebens Sorge und Gefahr.  
Dort, über'm dunstumhüllten Felsenrücken  
Wird uns're Last wie taubes Stroh verbrannt,  
Dort wandern wir auf weitgeschwung'nen Brücken  
Befreit und fröhlich in ein Sonnenland.“ . . .

So ziehen sie dahin auf heißen Soblen  
In wüstenweiter, harter Pilgerfahrt,  
Umdrängt von Nöthen dreist und unverstohlen  
Des rauhen Augenblicks, der Gegenwart.  
Fern aber flammt von seinem dunklen Grunde  
Pfadweisend auf des Feuers Pracht  
Und wirft den Wanderern zu jeder Stunde  
Lichtstrahlen in die Nacht.

Ernst Preßang.

## • Hans und Peter. •

(Vorlesung.)

**F**rau Rosémilly sah in ihrem Kabinett reizend aus, wölklich wie eine kleine Bäuerin. Der Rock, den Abbonne gebrügt hatte, war fast aufgestellt und mit ein paar Stichen festgehalten, so daß sie laufen und springen konnte in den Felsen. Man sah den Knödel und den unteren Theil der Wade, die derbe Wade einer gescheitigen, kräftigen, kleinen Frau. Sie hatte eine lose Taille an, um sich nach Belieben bewegen zu können, und einen riesigen Gartenhut aus gehem Stroh mit Stoffentübchen auf, an dem ein Lamasfenzweig lag, der die eine Hutmütze aufzog. Das sah fest und schmeidig aus.

Hans fragte sich, seitdem er gerettet hatte, täglich, ob er sie betrachten sollte oder nicht. Ledesmal, wenn er sie wieder sah, war er entschlossen, sie um ihre Hand zu bitten. Wenn er sich aber dann wieder allein befand, meinte er, er wolle sich's noch überlegen, er habe Zeit, nachzudenken. Seht war sie weniger reich wie er, denn sie hatte nur etwa zwölftausend Franken Rente, aber gut angelegt im Nachhofen und Grundbesitz in der Stadt Havre am Hafen. Das könnte später mal sehr wertvoll werden. Die vekümmerten Verhältnisse waren also doch etwa gleich. Und die junge Witwe gefiel ihm sehr gut.

Als er sie heute so vor sich gesehen sah, dachte er: „Na, ich müßte mir' mal einen Entschluß fassen. Eine Bessere finde ich doch nicht.“

Sie folgten einem kleinen Thalchen, das sich vom Dorf nach dem Strand hinab zog. Die Felsen der Klippen am Ende dieses Thalchens erhoben sich etwas nach aufwärtig weiter über dem Meeresspiegel zwischen den grünen Hügeln, die sich rechts und links erstreckten, erschien eine große, dreieckige Wasserfläche, im Schein der Sonne überall glänzend, und ein kann sichtbares Segel darauf lag ans, wie ein kleines Säusel. Der lichtstrahlende Himmel mischte sich mit dem Wasser, so daß man nicht erkennen

konnte, was das eine warholte und der andere begann. Und die in die Nieder eingedrungenen Teile der hohen Dänen, die vor den drei Herren herliefen, waren sich von dem hellen Horizont kaum ab-

Hans sah mit erregtem Auge vor sich den kleinen Knödel, das schwankende Kind, die schwiegsame Lust und den großen herausfordernden Hut der Frau Rosémilly. Und dieser Anblick machte ihm Lust und brachte ihn zum Erstaunen, wie es jüngern, kindlichen Menschen möglich geht. Die lange Lust, in die sich der Seegernd, der Lust des Gönners, des Kloß und der Wiesen mischte, der Langhaft von den zwei Männer entblößten Klippen erregte ihn noch mehr, so daß er bei jedem Schritt, bei jedem Schlag auf die flüchtigen Marianne der jungen Frau entzückter wurde. Er wollte nicht mehr zögern, wollte ihr sagen, daß er sie liebt, und sie um ihre Freude bitten. Seine Schildigung würde das leicht geben, denn sie würden, ohne anzuzögeln, allein zurückbleiben können. Und dann wäre es doch unbedenklich, genüge hier von Seite zu reden, die Züge in einer kleinen Zelle starrer Rauhers, wenn vor ihnen die jungen Männer der Streitenden sich unter dem Lang verabschieden.

Sie sah vor dem Ende des Thalchens kommen, an dem Ende des Klippenschwanzes, schon sie einen kleinen Spiegel, der längs der Küste hinabführte und weiter nach jenseit dem Meer und der Felsküste, zwischen dem eins, ein erstaunliches Gewimmel von kleinen Fischen, zapfenförmigen, ungefähr einer Granaß auf den anderen, auf einer Art von Regenwürmer, die so weit die Küste reichten, bis nach Süden weg. Auf diesem langen Band des Spiegels und durchdringender gewundener Fischenlinien war es, als lägen die harten Wallfischstriche angedroschene Fischen da, wie die Fächer einer alten venezianischen Stadt, die durch hier im Raum gelegen, durch die hohen, weißen, eisernen Mauern der Glashäuser überzeugt.

„Das ist ja wunderbar!“ sagte Frau Rosémilly und lächelte.

Hans hatte sie eingeholt, und etwas bewegt, bot er ihr die Hand, um sie die enge, in den Felsen eingetretene Treppe hinabzuführen.

Sie schritten voraus, während Beaumire seinen kurzen Beinen einen Stoß gab und den gekrümmten Arm Frau Roland bot, die vor der Tiefe schwundig wurde.

Roland und Peter schlossen den Zug. Und der Doktor mußte seinem Vater helfen, der so schwundig war, daß er von einer Stufe zur anderen auf seinem Hintertheil rutschte.

Die jungen Leute waren schnell voran, und plötzlich entdeckten sie neben einer Holzbank, die als Stuhlbank mitten auf dem Wege stand, einen klaren Wasserstrahl, der aus einem Loch im Felsen brach. Er stürzte zuerst in ein Bassin, klein wie eine Waschschale, das er sich selbst gehöhlt, und fiel dann kaum zwei Fuß hoch in einem Wasserfall herab, suchte sich seinen Weg über den Felsenpfad, auf dem dichte Kreuze gewachsen, und verschwand endlich in den Wurzeln und Gräsern der Ebene.

„Ah, bin ich durstig!“ rief Frau Rosémilly.

Aber wie sollte sie trinken? Sie versuchte, mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen, aber es lief ihr durch die Finger. Hans hatte eine Idee. Er legte einen Stein auf den Weg und sie kniete sich darauf, um die Lippen selbst an die Quelle zu legen, die sich so in gleicher Höhe mit ihrem Mund befand.

Als sie aufschrie, ganz besetzt von kleinen glitzernden Tropfen auf der Haut, auf den Haaren, auf den Augenbrauen, auf der Taille, beugte sich Hans zu ihr und flüsterte: „Ah, Sie sind so hübsch.“

Sie antwortete in einem Ton, wie man ein Kind auszählt: „Wollen Sie wohl still sein!“

Es waren die ersten inneren Worte, die sie miteinander wechselten.

Hans war sehr beruhigt und sagte: „Wir müssen

wieder gehen, ehe man uns einholt.“

Er sah um in der That schon ganz nahe den Rändern des Kapitäns Beaumire, der rückwärts hinabstieg, um Frau Rosémilly mit beiden Händen zu stützen. Und höher, noch weiter entfernt, Rosémilly, der sich, immer noch auf dem Hosenboden sitzend, mit Füßen und Ellbogen stützend wie eine Schildkröte, niedergleiten ließ, während Peter vor ihm schritt und auf seine Bewegungen achtete.

Der Weg war weniger tief eingeschnitten, wurde nun breiter und ging um die großen Felsblöcke, die früher vom Berg herabgestürzt waren, herum. Frau Rosémilly und Hans begannen zu laufen und waren bald am Strand. Sie durchstießen ihn, um zu den Felsklippen zu gelangen, die sich als lange, ebene Stufen, mit Seegras bewachsen, hinstreckten, und auf denen unzählige kleine Zischen stehen geblieben waren. Die Ebbe war weit zurück getreten hinter dieser grün und schwarz leuchtenden, tangbedeckten Ebene.

Hans freipelte die Hose bis über die Waden auf und die Kremel bis an den Ellbogen, um, ohne sich nach zu machen, in's Wasser gehen zu können. Dann sagte er: „Vorwärts!“ und sprang entschlossen in die erste Zische, die sie trafen.

Die junge Frau ging, obgleich sie auch gleich in's Wasser wollte, um das enge Bassin herum, vorwärts mit möglichst schnellen Schritten, denn sie rutschte auf den feuchten Pflanzen aus.

„Schen Sie etwas!“ fragte sie.

„Ja, Ich glaube, Ihr Gesicht zu sehen, das sich im Wasser spiegelt.“

„Beau Sie bloß das sehen, werden Sie nicht viel tragen.“

Er fuhr mit zärtlichem Ton: „Ah, das würde ich doch am liebsten tun.“

Sie lächelte. „Verjüngen Sie es doch. Sie werden mich sehen, wie das durch Ihr Rück durchläuft.“

„Aber ... wenn Sie wollen.“

„So will Sie Granatfresse fangen sehen, etwas Süßes ... in diesem Moment ... nicht.“

„Das ist, was von Ihnen. Wir wollen weiter gehen, hier ist nichts.“

Er bot ihr die Hand, um sie auf den glatten Felsen zu führen. Ein wenig ängstlich stützte sie sich auf ihn. Und plötzlich packte ihn die Liebe, Wünsche regten sich in ihm, er begehrte sie, als ob das, was in ihm schlummerte, in diesem Augenblick herorgebrochen wäre.

Sie kamen bald an einen tieferen Tümpel, in dem sich in dem hin und her ziehenden Wasser, das zum fernen Meer durch eine unsichtbare Leitung floß, lange, feine, seltsam gefärbte Gräser, rosige und grüne haarartige Pflanzen, hin und her bewegten, als schwimmten sie.

Frau Rosémilly rief: „Da! da! Ich sehe eine, eine ganz große! Dort drüber, eine ganz große!“

Auch er sah sie jetzt, trat entschlossen in das Loch hinab, obgleich er bis zum Gürtel naß wurde. Über das Thier, das seine langen Fühler hin und her schieben ließ, entfloß langsam vor dem Neß. Hans trieb es bis zu einer Seetanggruppe, gewiß, es zu fangen. Als es sich in die Enge getrieben sah, schoss es mit einem plötzlichen Stoß über dem Neß fort durch das Wasserbeden und verschwand.

Die junge Frau, die in größter Aufregung der Jagd zugesehen hatte, konnte nicht anders als rufen: „Ah, wie ungeschickt.“

Er war verletzt. Und ohne zu überlegen, stieß er das Neß in eine Seetanggruppe. Als er es an die Oberfläche zog, sah er drei große durchsichtige Granatfresse darin, die er auf gut Glück aus ihrem unsichtbaren Versteck gezogen.

Triumphhrend hielt er sie Frau Rosémilly hin, die sie nicht anzugreifen wagte, aus Furcht vor den spitzen gezackten Scheeren, mit denen ihr kleiner Kopf bewehrt ist.

Aber sie fühlte doch Muth und nahm die Spitze ihres Bartes zwey ... zwei Finger und wußte sie dann eine nach der anderen in die Blüte mit etwas Seetang, um sie frisch zu erhalten. Als sie dann eine Wasserlache fand, die weniger tief war, trat sie mit zögernden Schritten hinein, durch die Räte etwas zusammengefäuert, die ihr von den Fischen heraufstieß, und sing selbst an zu fischen. Sie war geschickt und saßen, hatte eine leichte Hand und den Instinkt des Jägers, der nothwendig ist. Beinahe bei jedem Eintauschen zog sie ein paar Thiere, die sie überlistet durch die geschickte Vorsicht ihrer Verfolgung, heraus.

Aber Hans sang jetzt nichts. Er folgte ihr un-Schritt auf Schritt, streifte sie, beugte sich über sie, that, als wäre er verzweift über seine Uneschicklichkeit und wollte es sich von ihr zeigen lassen.

„Ah, zeigen Sie mir's doch!“ sagte er.

Als dann ihre beiden Gesichter nebeneinander sich im klaren Wasser spiegelten, dessen schwarze Pflanzen auf dem Grund die Oberfläche zu einer hellen Spiegel machten, lachte Hans dem Gesicht neben sich, das ihn von unten ansah, zu und war ihm hier und da mit den Fingerspitzen einen Kitz zu, der darauf niederzufallen schien.

„Ah, Sie sind langweilig!“ sagte die junge Frau. „Mein Lieber, man muß nie zwei Sachen zugleich thun.“

„Ich thue mir Eins: ich liebe Sie.“ Sie fuhr auf und sagte ernst: „Namu? Wüßt Ihnen denn ein? Wie sind Sie denn etwa sechzehn Minuten? Haben Sie denn ganz den Kopf verloren?“

„Nein, ich habe nicht den Kopf verloren. Sie lieben Sie und wagen endlich, es Ihnen zu sagen.“

„Sie standen sie in dem salzigen Tümpel, bis sie bis an die Waden näherte, die wasserkriechenden Hände auf den Stiel des Neßes gestützt, und blickte sich in die Augen.“

„Sie sagten in liebenswürdigem, etwas ärgerlichem Ton: „Wie ungeschickt, mir das jetzt zu sagen! Kommen Sie nicht einen anderen Tag abwarten?“

„Sie sagten mir den Fischfang verderben?“

Er flüsterte: „Seien Sie nicht böse, ich konnte nicht mehr schwelen. Ich liebe Sie schon längst. Heute haben Sie mich herausgeföhrt, daß ich nicht mehr an mich halten könnte.“

Da schien sie plötzlich sich damit abzufinden, entschlossen, von Geschäften zu reden und auf das Vergnügen Verzicht zu leisten.

„Kommen Sie, wir wollen uns auf den Felsen legen.“ Da kamen wir ruhig sprechen.“

Sie kletterten auf den etwas hohen Felsen. Und als sie so Seite an Seite saßen und die Füße hängen ließen, mitten im Sonnenchein, sagte sie: „Lieber Freund, Sie sind kein Kind mehr und ich kein junges Mädchen. Wir wissen beide ganz genau, um was es sich handelt und können alle möglichen Folgen abwägen. Wenn Sie mir heute hier Ihre Liebe erklären, so nehme ich natürlich an, daß Sie mich heirathen wollen.“

Er war auf diese klare Auseinandersetzung der Sache nicht gefaßt und antwortete darauf los: „Gewiß.“

„Haben Sie davon mit Ihrem Vater oder Ihrer Mutter gesprochen?“

„Nein. Ich wollte erst wissen, ob Sie mich ehören würden.“

Sie streckte ihm die noch nasse Hand entgegen, und als er schnell die seine hineinlegte, sagte sie: „Ich bin gern bereit. Ich glaube, Sie sind gut und brav. Aber vergessen Sie nicht, daß ich doch gern möchte, Ihre Eltern wären einverstanden.“

„Ah, glauben Sie, daß meine Mutter nicht so was gehabt hat und Sie so gern haben würden, wie sie Sie hat, wenn sie nicht wünschte, daß wir einander heiratheten.“

„Das ist wahr. Ich bin etwas verwirrt.“

Sie schwiegen.

Er war im Gegentheil erstaunt, daß sie so wenig verwirrt war und so vernünftig. Er hatte ein galantes Spiel erwartet, ein „Nein“, das doch „Ja“ hieß, eine ganze Tolette Liebeskomödie mitten beim Fischen, beim Blättern des Wassers. Und nun war es aus, er fühlte sich gebunden, verheirathet nach zwanzig Minuten. Und seitdem sie einsig waren, hatten sie sich garnichts mehr zu sagen. Und jetzt waren sie beide etwas verlegen über Das, was so schnell zwischen ihnen vor sich gegangen, vielleicht etwas verklärt, wagten weder zu sprechen, noch zu fischen und wußten nicht, was sie machen sollten.

Da kam Ihnen Roland's Stimme zu Hilfe: „Hierher, Kinder! Hierher! Seht mal Beaufort an, der Kers leert das ganze Meer.“

In der That hatte der Kapitän einen fabelhaften Erfolg. Im Wasser bis an die Hüften, lief er von Tümpel zu Tümpel, sah auf einen Blick die besten Stellen und durchsuchte langsam und sicher mit seinem Netz alle verborgenen Höhlen unter dem Seetang.

Und die schönen, durchsichtigen Granatkrebse, graublond, zappelten in seiner Hand, wenn er sie mit kurzer Bewegung saßte, um sie in die Bütte zu werfen.

Frau Rosenthal war begeistert, verließ ihn nicht mehr, ahnte ihm nach, so gut als möglich, und vergaß ihre Verlobung und Hans, der in Gedanken traurisch folgte, um sich ganz der kindlichen Freude hinzu geben, die Thiere unter den hin und her schwimmenden Gräsern zu fangen.

Roland rief plötzlich: „Da seht 'mal, Frau Roland kommt auch.“

Sie war zuerst allein mit Peter am Strand geblieben, denn Beiden machte es keinen Spaß, zwischen den Felsen herumzulaufen und in die Pfützen zu treten. Und doch zögerten sie, nebeneinander sitzen zu bleiben. Sie fürchtete sich vor ihm, und ihr Sohn hatte Angst vor ihr und vor sich selbst, Angst vor seiner Grausamkeit, die er nicht beherrschten konnte. Aber sie setzten sich doch dicht nebeneinander auf den Felsen. Und alle Beide dachten, wie sie im Sonnenchein saßen, der durch die Seeblau gemildert wurde, angedacht des weiten, wunderbaren Horizontes von blauem, silberglänzendem Wasser, zu gleicher Zeit: „Ah, wie schön wäre es sonst hier gewesen!“

Sie wagte nicht, Peter anzureden, denn sie wußte, daß er mit irgend einer Rücksichtslosigkeit antworten

würde. Und er wagte nicht, mit seiner Mutter zu sprechen, weil er wußte, daß er nicht dagegen antreten, eifrig zu sein.

Mit der Spise seines Stoffes schob er die runden Steine hin und her, stieß und schlug sie, und sie hatte, unbestimmt hinausliegend, drei oder vier kleine Steinchen in die Hand genommen, die sie langsam und mechanisch von einer Hand in die andere gleiten ließ. Da gewährte ihr träumerischer Blick, der in die Ferne irte, mitten im Seegras ihren Sohn Hans, der mit Frau Rosenthal fischte. Da verfolgte sie die beiden, bepahte ihre Bewegungen und hatte mit Mutterinstinkt eine dunkle Ahnung, daß sie nicht wie gewöhnlich redeten. Sie sah sie nebeneinander sich niederbeugen, wenn sie ins Wasser blieben, Augen in Auge stehen bleiben, wie wenn sie sich ihr Herz austüfteten, und erwiderte sie dann, wie sie auf den Felsen kletterten und sich nebeneinander festten, um sich auszusprechen.

Auch Peter betrachtete sie, und ein kurzes trockenes Lachen klang von seinen Lippen.

Frau Roland sagte, ohne sich zu ihm umzudrehen: „Was hast Du denn?“ Er lachte noch immer: „Ich lerne, wie man sich auf die Hörner vorbereitet.“

Sie fuhr voll Wuth und Empörung zusammen, durch das Wort beleidigt, ganz außer sich über die Anspröhung, die sie herausgehören meinte.

„Auf wen geht das?“

„Nun, meiner Frei, auf Hans. Es ist furchtbar komisch, sie so nebeneinander zu sehen.“

Sie flüsterte mit leiser, vor Bewegung zitternder Stimme: „Peter, Du bist hart. Diese Frau ist die Unstädigkeit selbst. Dein Bruder könnte nichts Besseres finden.“

Jetzt lachte er laut heraus, abgehackt und absichtlich: „Ha! Ha! Ha! Die Unstädigkeit selbst. Alle Frauen sind die Unstädigkeit selbst . . . und alle Männer tragen Hörner. Ha! Ha!“

Sie erhob sich, ohne zu antworten, und ging schnell den Strand hinunter, auf die Gefahr hin, auszutruschen und in eines der Löcher zu stürzen, die sich unter dem Gras verbargen, und sich Bein oder Arm zu brechen. Sie lief fast, wie sie so hinging, trat in die Tümpel hinein und in die Lachen, ohne es zu merken, und ging geraden Weges zu ihrem anderen Sohn.

Als Hans sie kommen sah, rief er: „Mum, Mama, willst Du auch anfangen?“

Ohne zu antworten, nahm sie seinen Arm, als wollte sie sagen: „Nette mich, vertheidige mich!“

Er gewährte ihre Verlegenheit und fragte sehr erstaunt: „Du bist ja ganz blaß. Was hast Du denn?“ Sie stammelte: „Ich wäre beinahe gefallen. Ich fürchtete mich paß dem Felsen.“

Da führte sie Hans, stützte sie und erklärte ihr, wie man Krebs singe, damit sie sich dafür interessieren sollte.

(Fortsetzung folgt.)

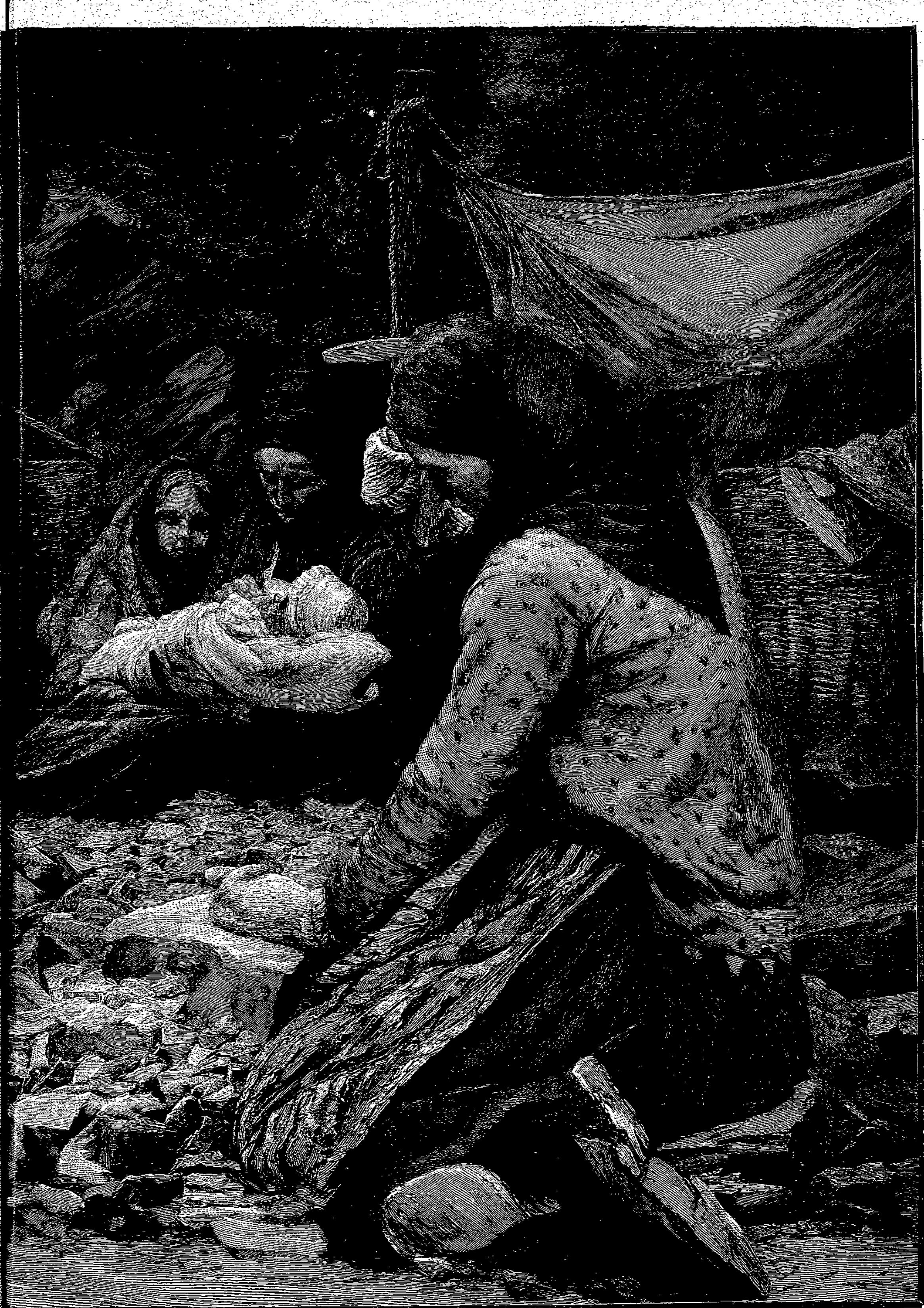
### Wie ich Wilhelm Liebknecht kennen lernte.

Von J. B.

(Satz 1.)

**G**es war am 1. April und der im Jahre 1867 neu gegründete Leipziger Turnverein, der in der äußersten Westvorstadt sich ein Ufthaus gründet hatte, feierte sein Stiftungsfest durch einen solennem Kommers, an dem auch Gäste teilnahmen. Unter diesen Gästen befanden sich diesmal zwei alte Achtundvierziger, von denen sich der eine, der bekannte Stenograph Dr. Albrecht, bisher nicht um die Turnerei bemüht hatte, während der Andere fast für jeden ein völlig Fremder war. Dieser Andere wurde uns als Dr. Semmig vorgestellt, „politischer Flüchtlings, bisher Professor an einem französischen Lyceum, jetzt aber aus Frankreich seiner deutschen Gesinnung wegen ausgewiesen.“ Näher Informirte wollten freilich später behaupten, es habe gar Niemand daran gedacht, ihn auszuweisen; der Director seines Lyceums habe ihn lediglich in freundlicher Weise Urlaub auf unbestimmte Zeit, bei





In der Landstrasse.

Nach einem Gemälde von Adolf Männchen.

wollten? Auch diese schärfere Tonart fand ihre Vertreter, es geschah das aber zunächst nur im Privatgespräch, und man war sich noch nicht schlüssig darüber geworden, was geschehen sollte und geschehen könnte, als der Vorstand selber dem Fasse den Boden ausstieß. Er theilte nämlich nach einiger Zeit mit, daß er ein Glückwunsch-Telegramm an Bismarck abgeleistet habe, im Anschluß an den so begeistert aufgenommenen Druckspruch, und daß der Verein damit sicherlich einverstanden sein werde. Das war verdammt gescheit, aber doch herzlich dummkopf gewesen, denn nun brach der Ummuth in ziemlich dicker Weise durch, und als sich einzelne Mitglieder das Wort erboten, um nicht gegen das Telegramm, aber gegen die Abwendung desselben ohne vorherige Befragung der Versammlung, zu protestieren, dasselbe aber nicht erhielten, kam es zu gereizten privaten Auseinandersetzungen und beinahe zur Sprengung des Kommittees. Die Opposition gab zu, daß sie bei einer Abstimmung wohl in der Minorität geblieben wäre, da der jüngere Theil der Mitgliedschaft noch im vollen Kriegsrausche lebte und welche und zudem mit dem Verein noch nicht hinlänglich vertraut waren, um seine Traditionen zu kennen und nach Verdienst zu würdigen, aber sie wollte feststellen wissen, daß die Altesten anders dachten und nicht gesonnen waren, sich die Einführung des Antelegraphiren's hochgestellter Persönlichkeiten so ohne Weiteres gefallen zu lassen. Da man ihr aber jede Möglichkeit nahm, diesen Widerspruch festzustellen, blieb ihr wohl nichts weiter übrig, als sich in corpore nach dem Telegraphenbüro zu vergügen und mit Neigung der Männer an Bismarck zu telegraphiren, daß das erste Telegramm ohne Genehmigung und ohne vorherige Befragung der Versammlung abgegangen sei.

Dieser etwas hasarde Schritt wirkte natürlich ziemlich viel Staub auf; die Presse fiel wührend über die Opposition her und auch im Verein hatte die Menge noch ein kleines Nachspiel. Man gab zwar der Opposition nicht Recht, aber man war doch hinlänglich bewußt, daß sie einen Brande stillschweigend zurückließ. Durch diesen Vorfall kam ich in nahere Verbindung mit einem Mitgliede des Vorstandes, das den Standpunkt der Opposition theilte. Der Mann war früher Bevollmächtigter des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins gewesen, hatte sich dann so ziemlich vom politischen Leben zurückgezogen, war aber ein Anhänger der Eisenacher geworden und unterhielt allerlei private Beziehungen zu den Gründern derselben. So konnte es denn nicht darüber arguieren, daß er mit einem die Frage vorlegte, ob es mich nicht interessieren würde, die persönliche Bekanntschaft Willy Liebknecht's zu machen. Ich habe da mich immer für politische Dinge interessiert, selbstverständlich bezüglich, denn den Mann kennen zu lernen, dessen Theorie mich so gereizt hatte, interessierte mich in hohem Grade und ich war durch meinen väterlichen Freund, den Prof. Walde, dessen kleines Haus in Kenntnis von jüngster aller Partie, von Schelle und Malinowski, dem begabtesten und überzeugtesten Führer des Sozialismus, von österreichischen wie preußischen und französischen Geheimnissen aufgeklärt worden, längst davon gewesen. Niemand seiner Meinungen wegen als gleichmäßig unzuverlässig angesehen, und hielt es für das Richtige, ihre Ansichten möglichst aus ihrem eigenen Munde kennen zu lernen.

So wurde ich dem eines Abends vor diesem Feierabend nach Liebknecht's Wohnung in der Brüderstraße geführt. Er wohnte hier nicht neben dem Polizeidirektor Küder, es glänzte sogar in einem Stock, das dieser gebaut und später verkauft hatte, möglichst so deprimiert ganz selber hin. Liebknecht empfing mich in seinem Arbeitszimmer ohne alle Formalitäten und bat mir, da ich rauchte, eine Zigarette an, die ich nicht kaufen konnte, sehr gut zu haben. Es war dies, schlimps gekleid, der einzige Mensch, den er mir erlaubte. So sprachlich keine Gemeinschaften fanden und es gleichzeitig er in Fragen der Entwicklung war, mit diesem Geschäftsmann und die drei oder vier anderen begabtesten Arbeitern nicht einverstanden, sondern eine Übereinstimmung völlig fehlend, in Bezug auf Zigaretten war er heikel und verzichtete

lieber ganz auf das Rauchen, als daß er eine schlechte oder nur gewöhnliche Zigarette in den Mund genommen hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihm oftmals einer von den berühmten Glasmüllsteinen angeboten ward, die der Volksblitz als „Stötteritzer Detektiv“ und Thonbergsträßchen „Einfälle“ bezeichnete (beides Ortschaften, auf deren Fluren noch in meiner Kindheit fleißig eine böse Sorte gebaut ward, weshalb Stötteritz früher auch von sehr vielen Zigarrenarbeitern bewohnt war) und es war dann immer höchst drollig, zu sehen, mit wie kritisch zweifelhaftem Blick er die Dargebotene musterte, um sie nachher stillschweigend in sein Glas zu steken und sie bei nächster Gelegenheit zu verschlingen. Nebenfalls war ein Meinungs austausch, der später einmal zwischen den drei Helden des Leipziger Hochgerichts-Prozesses, also zwischen Hepner, Bebel und Liebknecht, in meinem Beisein im Schriftsteller-Verein stattfand. Es war von der Gefangenenzustift die Rede und der kleine Hepner konnte sich in Schmähungen dieses nach seiner Ansicht abscheulichen Futters nicht genug thun. Er beschrieb dasselbe, nicht ohne leichte Übertriebung, aber mit viel Wit und Sarkasmus, als einfach menschenunwürdig, bis sich Bebel in's Gespräch mischte und vermittelnd meinte: „Na, im Hotel ist man ja besser, das ist keine Frage, aber so erbärmlich, wie Sie sagen, ist die Kost nicht und auch ganz gesund und nahrhaft, was ich ja genügend ausprobiert habe. Wenn man nicht verwöhnt ist, kann man sich die Sache zur Notth gefallen lassen — man kommt nicht um dabei.“ Und als Hepner weiter eiferte, führte Liebknecht schweres Geschütz auf und erklärte auf's Allerentschiedenste: „Die Kost ist sogar tabaklos; ich habe nicht das Mindeste an ihr auszusezen und wünsche mir mein Leben lang keine andere.“ Es folgte dann eine Lobrede, die wir Alle nicht ohne innigen Zweck anhörten, die aber sicherlich der reinste Ausdruck einer felsenfesten Überzeugung war. So verschieden sind die Ansichten und zu solchem Schätzchen kann das Klücksinselnd die starken tapferen Rahmen erziehen.

Was Liebknecht am jenen Abend in der Stille seines Studierzimmers mit einem jungen Menschen von sechzehnzig Jahren gesprochen hat, kann die Welt nicht interessieren; ich willde auch, da wir über alles Geduldige gesprochen haben, in Verlegenheit kommen, wenn ich diese Unterredung auch nur überflächlich stizzieren wollte. Schließlich fragte uns Liebknecht, ob wir nicht drüber in der „Bierbrauerei“ noch ein Glas Bier mit ihm trinken wollten, und als wir bereitwillig darauf eingingen, sagte er seiner im Nebenzimmer arbeitenden Tochter, der späteren Frau Gehriger, mit der er in Erinnerung der Londoner Zeit englisch sprach: „Take the lamp and light us out!“ (Nimm die Lampe und leuchte uns heraus.) Dies geschah denn auch und bald saßen wir in der Brauerei, wo auch der Herr Polizeidirektor seinen Stammtisch hatte. Man nahm freilich keine Notiz von einander, aber der Eine fühlte sich auch durch den Anderen nicht genirt und Rüder fand es jedenfalls nicht herausfordernd, daß der Führer der Sozial-Demokratie dasselbe Social frequentierte, wie er, da es für beide das nächste und das bekanntest gelegene war. Rüder war eben seine Polizisten-Natur und konnte den alten Adjunktmeister nie verleugnen. Er verstand es auch, gegen seine alten Freunde und Parteiengenossen, ja selbst gegen ihre Familie in pietätvollem Gedanken alter Zeiten persönlich einen Platz zurück zu stellen. Einer meiner Brüder, ein junger Mensch, der noch nicht gelernt hatte, Moß zu halten, war während einer Wahlperiode in einem Artikel ausfällig gegen ihn geworden, und er hatte Strafantrag gestellt, als er indessen in Erfahrung brachte, daß der Beschwerer ein Sohn meines Vaters, des einzigen Parteidienstlers und persönlichen Freundes sei, zog er den Antrag sofort zurück, und das hat mich damals schon gefreut, weil er äußerlich ein wortfester, justizier und keimende menschenfeindlich ausschauender Mann war, vor dem man sich zur Notth hätte fürchten können.

Von den Neuerungen jenes Abends ist mir be-

sonders eine im Gedächtnis haften geblieben, die ich ungemein charakteristisch fand. Liebknecht meinte nämlich, was der Partei vor Allen fehle, sei ein Dichter, und als ich hoch aufhorchte und bekannte, daß mir jeder Organisator, jeder gute Sprecher, jeder schneidige Leitartiller wichtiger scheine, als der sprachgewandte Bersifer, meinte er: „Das ist ganz falsch; auf das begeistertesche und von Blasirtheit und Skeptizismus freie Volk wirkt man immer noch am Sichersten und Nachhaltigsten durch echte Poetie, und wenn ich einen Dichter wüßte, der mir einen Herwegh oder Freiligrath zu ersetzen vermöchte, so würde ich ihn nothfalls mit meinen eigenen Fingern aus der Erde graben, selbst wenn mir das Blut unter den Nageln vorquolle.“ Er bekannte sich dazu, selben keinen geniebaren Vers fertig zu bringen, aber den Zauber der Form tief zu empfinden; man brauche nur die eine Strophe des Uhland'schen Frühlingsgedichtes:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag.  
Das Blühen will nicht enden.  
Es blüht das fernste, tiefste Thal.  
Kun, armes Herz, vergiß die Qual!  
Kun muß sich Alles, Alles wenden!

sich vorzusprechen, um zu fühlen, daß darin mehr liege, als in so manchem, an sich ganz trefflichen, prosaischen Leitartikel. Ich war nicht überzeugt, ordnete mich indessen der höheren Einsicht des erfahrenen Mannes bescheidenlich unter und habe später die Erfahrung zu machen gehabt, daß diese Ansicht auch von dem Stolz der Volkspartei, Guido Weiß, auf's Entschiedenste getheilt wurde. Ich habe denselben, als er wegen einer angeblich in seiner „Wage“ verübten Gottesträumer während der kurzen Regierungsführung des Kronprinzen (späteren Kaisers) Friedrich in die Magdeburger Kasematten wandern mußte, nach einer vorausgegangenen kurzen Korrespondenz in der Haft besucht, und während eines von Hunderten in's Lauenste springenden Gesprächs bekannte auch er sich zu der Überzeugung, daß der naive Volksseele auf absehbare Zeit hinaus am Eichfesten und Sicherheiten durch gute Poetie beikommen sei; dem Volke erscheine eine in das Gewand der Form gehüllte Wahrheit höher und heiliger, als eine in der Sprache des Alltags vorgebrachte. Wenn man den Abstand ermittelt, der zwischen Liebknecht und Weiß besteht, muß diese Übereinstimmung wohl nachdenklich stimmen. Liebknecht war zweifellos der Enthusiastischere von Beiden, aber eine Ansicht, die sowohl der „alte Soldat“ der Sozial-Demokratie als der kluge Formbeherrschende aus der Schule Johann Jacoby's sich unabhängig von einander gebildet haben, verdient sicher die Beachtung eines Jeden, der sich vorgenommen hat, an die Mussen zu wirken. Auch Guido Weiß war ja kein Dichter, so wenig wie Börne, Jacoby und Möhring, aber er verstand etwas von der Sache; hat ihm doch beim Eingehen seiner „Wage“ selbst die „Gartenlaube“ das Zeugniß ausstellen müssen, daß er zu Zeiten der glänzendste Vertreter der deutschen Journalistik sei.

Sch habe Liebknecht später noch oft gesehen, gehört und gesprochen — in Volksversammlungen, im Reichstag, in seinem Redaktionszimmer, auf neutralem Boden, in der Kneipe und in Familien, ja selbst in Huberstusburg, wo er sich außerordentlich wohl fühlte und die Pflege des ihm überwiesenen Stückes Gartenland mit Passion betrieb, aber diese Erinnerungen würden den Rahmen eines Feuilletons weit überschreiten und eine Brochüre erfordern. Ich habe eben nur erzählen wollen, wie der Heimgegangene auf einen begeistertesche, vorurtheilslosen und von Freiheitsgedanken erfüllten jungen Mann wirkte und wie willig und ohne alle propagandistischen Absichten der Erfahrene und Gebrüderlich auch zu solchen Verbindungen herabließ und auf dem Fuße der Gleichheit mit ihnen zu verkehren verstand, wenn er nur die Überzeugung gewonnen hatte, daß man es ehrlich meine und kein Feind des Volkes sei, dessen Emanzipation, dessen Befreiung von allen Fesseln er zur Aufgabe seines ganzen Lebens gemacht hatte. —

## Zwei Wohlthäter.

Von Lucien Descaves. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

### I. Jules-Simone.

**M**adame Simone Haubourdin, die Gattin des bekannten Banquiers, ist eine der unermüdlichsten Wohlthäterinnen. Ihre Freigebigkeit liefert den Zeitungen jahrs, jahrein für mehrere tausend Seiten Stoff. Ein bekannter Journalist parodierte jüngst, als er von ihr sprach, den berühmten Auspruch: „Höre auf zu geben, aber ich höre auf zu schreiben!“

Aber weder er noch sie haben aufgehört.

Madame Simone Haubourdin hat bei allen Stiftungen und Veranstaltungen eine offene Hand. Das heißt, sie bettelt — Pardon, sie bittet für Alle und nimmt mit der größten Bereitwilligkeit die verschiedenen Präsidentenschaften an, die ihr angeboten werden. Deshalb hat man sie auch nach dem vor einigen Jahren verstorbenen Philanthropen Jules Simon „Madame Jules-Simone“ genannt.

Indessen darauf beschränkt sich ihre Aehnlichkeit mit Jules Simon nicht. Wenn Madame Haubourdin schreibe, würde sie ihre Werke wie er: „Die Arbeit“, „Die Pflicht“, „Die Schule“ und so weiter nennen. Aber sie schreibt nicht, sie modelliert und malt nur, und ihre Bilder und Gemälde tragen die Titel: „Der kleine Bagabund“, „Ein Almosen“, „Das Mitleid mit den armen Waifßen“ und „Der letzte Bissen“. Das letzte ist durch die Reproduktion in illustrierten Zeitungen populär geworden und stellt eine Familie dar, die wehmuthigen Auges ein Stück Brot betrachtet. Es ist der menschenfreundlichen Kunst nicht verbeten, Geist zu haben, und Jules-Simone hat Geist.

Trotzdem zählt ihr Stand auf den Wohlthätigkeitsbázaren gerade nicht zu denen, die man stürmisch belagert. Das kommt daher, weil Madame Haubourdin, die nicht mehr jung ist, nie hübsch gewesen ist. Sie hat das respektable Aussehen eines alten Küsters, und ein Ehrenologe würde mit Recht behaupten können, Madame Haubourdin besitzt den „Höcker“ der Wohlthätigkeit. Diesen Höcker hat sie sich jedenfalls zugezogen, als sie eines Tages vor Langerweile mit dem Kopf gegen die prächtigen Mauern ihres Hotels in den Champs-Elysées rammte.

„Mein Leben hat einen Zweck,“ sagte sie gern, aber sie irrite sich. Ihr Leben hat nur eine Berstreuung; doch diese Berstreuung genügt, um ihr Dasein — wenigstens seit fünf Jahren — auszufüllen. Denn zuerst hat es Jules-Simone an Initiative fehlen lassen; sie hat ihren Namen nicht gleich an die Spitze jener bedeutenden Stiftungen gesetzt, die den Frauen der guten Gesellschaft dieselben Befriedigungen verschaffen, wie sie etwa ein Großgrundbesitzer in den Erfolgen seines Rennstalls findet. Madame Haubourdin tröstet sich heute mit dem Gedanken, daß das eine nothwendige Lehrzeit war, und daß sie sich in der „Stiftung für alte bedürftige Dienstboten“ und in der „Unterstützungsfasse für öffentliche Unglücksfälle“ ihre Sporen als Wohlthäterin verdient hat, bevor sie sich für eine persönliche Schöpfung begeisterte. Dieser Schöpfung, die den schönen Titel „Die Zuflucht verwahrloster Kinder“ führt, hat sie ihre ganze Zeit und ihre ganze Thätigkeit gewidmet.

Der Gedanke der Madame Haubourdin muß unzweifelhaft als glücklich bezeichnet werden, es war wirklich wieder einmal einem dringenden Bedürfniß abgeholfen. Deshalb strömten auch die Beiträge von allen Seiten herbei, und die Opfer, die sich Madame Haubourdin zur Verwirklichung ihres Projekts selbst hatte auferlegen wollen, wurden dadurch erheblich verringert. Ihre Freunde waren ihr sogar dankbar dafür, daß sie die Ehre nicht für sich allein behielt, sondern sie an den Freunden und Wontien theilnehmen ließ, die sie entdeckt hatte, und von denen sie bis dahin noch gar keine Ahnung hatten.

Sich für unglückliche, frroke und verlassene Kinder begeistern, das ist schon eine sehr beneidens-

werte Aufgabe; aber sein Streben auf eine Kategorie doppelt entehrter Wesen zu beschränken, deren Elend durch die Sittenlosigkeit noch verschlimmert wird, das ist geradezu eine geniale Idee!

Die Gründerinnen der „Zuflucht der verwahrlosten Kinder“ können also bei ihren „Five o'clock“-Unterhaltungen oder bei den großen Dinners, bei denen die soziale Frage gestreift wird — um im Tone eines Parlamentsredners zu sprechen — mit Fug und Recht erklären, „daß sie jeden Tag in die Niederungen des Volkselends hinuntersteigen“. Sie steigen in aller Sicherheit hinunter, wie Touristen unter Führung eines probten Ingenieurs in ein Bergwerk steigen; sie steigen hinunter, um bei der Auffahrt die frische Luft, das herrliche Licht, die lustige Flucht der Wolken durch den unbegrenzten Raum desto höher schätzen zu können; und die Statistik ist für sie ein Zeitvertreib wie jeder andere.

Von seinen ursprünglichen Mitteln hat die Stiftung in Bangirard, in der Nähe der Festungswerke, ein Haus gekauft, dessen Parterre und erster Stock entsprechend in Schlaf- und Arbeitsräume für die kleinen Mädchen umgewandelt sind, die von schuftigen Ausbeutern Abends in die Cafés und Kneipen geschickt werden, um dort zu singen und Blumen, Bilder und alles Mögliche anzubieten.

Diese Mädchen, deren Eltern verschwunden oder gestorben sind oder im Gefängnis sitzen, fängt Madame Haubourdin ab, wenn sie aus Saint-Lazare oder der Conciergerie\* kommen, läßt ihnen eine starke religiöse und moralische Erziehung geben und sie gleichzeitig in einem Beruf unterrichten, die ihrer moralischen Neugeburt erst das richtige Relief verleiht. Die Ausführung dieses wunderbaren Programms liefert den Comitédamen den Vorwand zu öffentlichen Sitzungen, die an Überraschungen und Enttäuschungen reich sind; es ist gleichsam ein endloses Zemilleton, dessen Interesse sich nie erschöpft, denn stets heißt es „Fortsetzung folgt“.

Die kleinen Mädchen werden vor ihrer „Sittlichmachung“ Madame Haubourdin vorgeführt, die sie selbst verhört, um aus ihrem eigenen Mund den Bericht ihres Unglücks und ihrer Leiden zu vernehmen. Alles entzückt, verwundert, bewegt die schönen Zuhörerinnen und ihre Präsidentin: Die Fröhlichkeit einzelner Mädchen, ihre gemeinen Geständnisse, ihre Lügen, ihre Laster, ihre Absurditätsweise, und mit kostlichem Behagen schaudert man ob der Schläue und Verschlagenheit, die hinter den reinen Gesichtern, den unschuldigen Augen und den zarten Gestalten zu Tage tritt.

Das sind unvergeßliche Nachmittage! Wahrhaftig unglaublich, daß man so etwas nicht weiß, sagen die Damen, während ein Stenograph, der das Amt eines Schriftführers ausübt, die Aussagen notirt, und sie dann in besondere Büchelchen einträgt. Doch das ist nicht mehr das Wahre, es fehlt das Frische, das Ursprüngliche, und Madame Haubourdin mag diese Bücher noch so oft als gedrängte Aussüge des Elends und der Verderbtheit zirkulieren lassen, wie englische Salze, die den Eisern der Versammlung nicht beiwohnenden Mitglieder aufzustacheln sollen, sie hat ganz Recht, wenn sie sagt: „Sie glauben garnicht, meine Liebe, was sie am letzten Donnerstag versäumt haben!“

Einmal im Monat besucht Madame Haubourdin das Haus in Bangirard. Doch hier erwarten sie in der Regel Enttäuschungen. Bald hat ein kleines Mitglied die Nachsamkeit der Aufseher getäuscht und ist, vom Heimweh nach der Straße gepackt, ausgerückt; bald handelt es sich um eine Unfall, deren fortwährende Widerkehrlichkeit ein gefährliches Beispiel für ihre Genossinnen bildet; bald ist ein Schüttling, den man außer dem Hause in die Lehre gebracht, nicht wiedergekommen . . . nie hat das Asyl mehr als zehn Bewohnerinnen zu gleicher Zeit aufzuweisen gehabt. Doch die Qualität erkennt die

Quantität, und der — wirkliche oder erhebliche — Gehorsam der Burückgebliebenen tröstet sie für den Untand der Anderen.

Nein, wirklich, der Lohn bleibt ihr nicht vorbehalten. Erstens findet Madame Haubourdin in ihren Schützlingen hübsche Modelle, die sie so aus erster Hand bei der Gruppierung ihrer Bilder und der Betätigung ihres Disponentismus benutzen kann. Dann hat die vortreffliche Frau auf einem von ihrem Lehrer, einem berühmten Maler, gezeichneten Fächer die gelungenen Unterschriften der Mädchen gesammelt, deren Vorstellung sie geworden, unter denen sich auch hier und da ein liebevolles Dankeswort befindet. Diesen Wohlthätigkeitsfächer nimmt sie überall mit, auf die Soirées, die sie giebt, auf den Ball und in's Theater; sie erquickt an seinen Aufzeichnungen sich — und Andere.

Doch die Unterhaltung der Stiftung ist ziemlich kostspielig. Man muß die Vorsteherin, die Witwe eines höheren Offiziers, bezahlen, die Aufseherin, die Lehrerin, den Dekonom, die Krankenwärterin, den Koch usw. Dieses Personal ist zahlreicher und kostet dreimal mehr, als die Schützlinge, zu deren Besten es verwendet wird. Da werden denn Lotterien, Tombolas, Bazare veranstaltet, bei denen die Gemälde der Präsidentin als freiwillige Gabe figuriren; auch läßt man auf dem Wege der Presse einen feurigen Appell an milde Herzen ergehen.

Madame Haubourdin denkt in diesem Jahre einen großen Ball zum Besten ihrer Stiftung zu arrangieren. Es wird ein Sotillon eingesetzt, in welchem die kleinen Gesellen, die man bis dahin um jeden Preis zurückhalten wird, in einer cofetten, nach den Augaben ihrer Wohlthäterin gearbeiteten Uniform erscheinen werden.

Der einzige Lohn, nach dem die edle Wohlthäterin strebt, ist das Gediehen der Stiftung; wenn sie nebenbei das Kreuz der Ehrenlegion bekommt, wird sie auch nicht gerade böse sein und — sie wird es bekommen.

### II. Das Hühnerauge.

Ein anderer, ebenso bedeutender Wohlthäter ist der Baron von Inspruck.

Man rühmt seine Großmuth und Freigebigkeit, die von den verschiedenen Kräcls, in denen er seit 25 Jahren vielleicht 100 Millionen zusammengehart hat, angeregt wurde.

Jedes Regime hat seine traurigen oder glorreichen Daten. Eine ganz bedeutende Stellung geführt hierbei den militärischen Unternehmungen, die sich aus Feldzügen, Eroberungen, Invasionen, Schlachten, Kapitulationen und Friedensverhandlungen zusammensezen.

Die allgemeine Geschichte der dritten Republik ist an denkwürdigen Kriegsschäden arm, fau aber dafür in ihre Annalen die Namen der großen Kämpfe einzuschreiben, die sich die mächtigen Finanziers schon seit Jahrzehnten liefern. Es geht mit gewissen Gesellschaften mit bescheidenem Kapital und noch bescheidenerem Titel wie mit jenen Dörfern und Flecken, die lange Zeit unbekannt geblieben sind, und die bei Gelegenheit eines Unglücks oder irgend einer Katastrophe erst berühmt geworden sind. Deshalb hat auch der Zusammenbruch solcher Gesellschaften oft das Aufsehen einer verlorenen Schlacht erregt und zuweilen die Folgen eines blutigen Konfliktes gezeitigt. Doch die Münzen zu zählen, hieße nur nachher die Toten oder Verwundeten wieder zählen. Das Resultat wird nicht anders; die Menschen brauchen nur andere Mittel, um sich gegenseitig zu schaden. Auf die Feindseligkeiten mit bewaffneter Hand, die wenigstens von Waffenstillständen und Friedensschlüssen begleitet waren, ist die Spekulation gefolgt, die nie ein Ende nimmt. Das nennt man heutzutage: „Auf dem Wege des Fortschritts marschiren.“ Man marschiert schon seit einem Säulum; das ist unser moderner hundertjähriger Krieg.

\* Weibergefängnisse in Paris.

Zu den großen Feldherren dieser Zeit kann man auch den Baron von Insprud rechnen. Die Wohlthätigkeitsbeschäftigungen des Barons von Insprud sind zahllos und sprüchwörtlich geworden. Er gehört zu jenen Wohlthätern, an deren gutes Herz man nie vergeblich appellirt, wie es so schön in den Zeitungen heißt. Er steht an der Spitze aller milden Stiftungen, hilft bei jedem Elend und lindert alle Katastrophen.

Die Einen geben aus Prahlerei, damit ihre Namen und ihre Almosen veröffentlicht werden, die Anderen gehen beredtend zu Werke, um sich den Himmel zu gewinnen, wie etwa das große Los; Der Baron von Insprud giebt, um das Unglück abzuwenden und das Unheil zu beschwören. Nicht etwa, weil er Gewissensbisse empfindet. Er ist zu sehr ein Kind seiner Zeit, um sich einzubilden, daß das Gold, wie das Blut in dem Melodram, um Gnade schreit. Er ist ein entschlossener Charakter und will mit seiner Freigebigkeit weder das Mitleid der Unglücklichen im Allgemeinen, noch die Verachtung der Leute erkauft, die er im Besonderen traurt hat. Er würde seine Spenden im Augenblick einstellen, wenn man sich eintreden würde, es wären Abzugszahlen auf eine Zurückzahlung. Er sieht seinen Reichtum und säamt sich dessen nicht. Er leidet nicht unter seinem ungeheuren Vermögen, und wenn er darunter leidet, so ist es das zeitweise Prideln eines Hühnerauge, und der Schmerz ist zu ertragen. Doch jeder Zuwachs ist ihm eine Warnung, er entnimmt ihm Beobachtungen, denen er sich um keinen Preis entziehen kann und nach denen er seine Wohlthaten einrichtet.

Das Vermögen des Barons ist ein Hühnerauge, ein ungeheures Hühnerauge mit tiefen, zähnen Wurzeln, die von den unanständlichen Verdiensten des Finanziers nur überflüchtig bedeckt werden. Niedriges wurde ihm dieser Vergleich selbst ganz gut gefallen, denn er erachtet durch seine Behandlungswise und seine Erfahrung vollauf gerechtfertigt.

Er hat nämlich tatsächlich bemerkt, daß die Stärke seines häuslichen Lebens, seine Sorgen, sein geheimer Sommer stets und ständig mit der Vermehrung seines Liebeshauses im Verhältniß standen und daß sein Glück, seine Ruhe, seine Gesundheit oder die seiner Angehörigen jedesmal Ge-

fahr lief, wenn seine Kapitalien sich vermehrten. Der Baron von Insprud kann sich auf sein Hühnerauge verlassen; es ist ebenso empfindlich, wie das wirkliche Hühnerauge. Wie manche Leute sagen: „Mein Hühnerauge schmerzt mich, es wird sicher regnen.“ so sagt sich der Baron nach einem glücklichen Börsenkoup: „Mein Vermögen vermehrt sich, es bedroht mich ein Unheil!“ Und seine Befürchtungen treffen fast immer ein.

Ist der Verdienst ein verhältnismäßig geringer, so beruhigt sich der Baron und findet an Kleinigkeiten, an unbedeutenden Sorgen die Richtigkeit seiner Beobachtung bestätigt. Hat er aber Millionen zusammengeharrt, dann beunruhigt sich sein Geist und er zittert in der Erwartung eines unvermeidlichen Unglücks.

Er bemüht also seine Wohlthaten nach der Höhe seiner Verdienste, wie man einen schwerhaften Auswuchs behandelt, je nachdem man mehr oder weniger darunter leidet. Das Hühnerauge vollständig auszubrennen, darauf hat er verzichtet, er hat nicht mehr den Mut dazu, und dazu ist es auch zu spät. Er muß sich auf eine zeitweise Linderung, auf eine vorübergehende Milbung beschränken, wie sie etwa ein Pflaster oder eine Komresse gewährt. Manchmal gebraucht er auch ganz besonders kräftige Mittel, aber nur in außergewöhnlich bedeutsamen Fällen. Dann erzählen die Zeitungen von seinen wohlthätigen Stiftungen, von einem königlichen Geschenk an die Armen, von großartigen Gaben für Kinder, alte Leute und Kranke. Er schafft nie unter hunderttausend Francs auf einmal, und obwohl das Mittel absolut unwirksam ist, kommt er doch immer wieder darauf zurück. Es ist eine Monomanie bei ihm geworden. Er leidet am Delirium der Philanthropie.

Das hindert übrigens nicht, daß das Uebel weiter um sich greift, und kann es auch nicht hindern, denn die Wurzel des Hühnerauges wird nicht angegriffen; der Patient kratzt sich nur ein bisschen oder schneidet ganz leicht an der Oberfläche.

Nach dem Zusammenbruch der „Vereinigten Lander“, bei dem Baron von Insprud etwa zehn Millionen eingebracht hat, widmete er der Gründung eines Hospitals für Wohnerinnen fünfhunderttausend Francs.

Drei Monate später starb seine Tochter, als sie einem Kind das Leben schenkte.

Nach dem Krach der Caracas-Minen, die zwanzig Millionen in seine Brieftasche fallen ließ, spendete der Baron einer Irrenanstalt hunderttausend Francs.

Im nächsten Jahre wurde seine Frau wahnsinnig.

Der Zusammenbruch der Gesellschaft zur Ausbeutung der Kolonialexpeditionen war ebenfalls recht einträglich: fünfzehn Millionen. Der Baron bestimmte sofort für die Betroffenen des Konfliktes einen hübschen Anteil an der Bente. Kurz darauf starb sein Sohn, ein Reserveoffizier, bei den Manövern vom Pferde und blieb sein ganzes Leben lang ein Krüppel.

Da die Mütter seiner ältesten Tochter aus den Kapitalien von drei bis vier verstrachten Bankhäusern bestand, so spendete der Baron am Hochzeitstage des Kindes fünfzigtausend Francs für kranke Arbeiter.

Kurze Zeit darauf erschoss sich sein Schwiegersohn aus Lebensüberdruss und Langeweile bei einer Schauspielerin.

Auch der Baron selbst ist nicht verschont geblieben. Nach der Gründung der australischen Kreditbank, die sp über alles Erwartete glückte, spendete er an milde Stiftungen vierzigtausend Francs; vielleicht ist diese für ihn geringe Summe Schuld daran, daß er jüngst auf einer Jagd zweier Finger verloren hat. Das ist traurig, aber trotzdem fürchtet er, daß er mit diesen beiden amputierten Fingern nicht davonkommen wird. Er fürchtet eine Vermehrung seines Vermögens; er weiß, daß sie unvermeidlich eintreffen und daß er daran zu Grunde gehen wird. Oft glaubt er in seinen schlaflosen Nächten eine riesengestalt aus dem Schatten treten zu sehen, einen ungeheuren Hühneraugenoperatent in rotem Gewande. In seinen großen Händen blitzt eine stählere Waffe und hohllachend grinst er:

„Ja, ja, guter Freund, Du weißt nicht, wie Du Dich dabei anzustellen hast. Da muß man radikale Mittel anwenden, wenn es auch schmerzt und die Wunde blutet. Ich werde Dich vollständig heilen. Aber ich sage es Dir vorher, Du hast zu lange gewartet und für Unglücksfälle stehe ich nicht!“ —

## Feuilleton.

**In der Landstraße.** Knapp vor der Straßenbiegung in der Schiefergasse etwas abgeprägt und so kaum geschaffen worden für den Arbeitsplatz der Steinmesser. Steinmesser? Eigentlich nicht. Was an der Grenze von Thüringen und Franken liegt, ist in den Schiefer- und Steinbrüchen als Stein- oder Erzadler beschäftigt; und ist der Lohn auch nicht hoch, nicht verdient wird doch als beim Steinbrüchen. So ist diese Bezeichnung für die ältesten, allerschwersten Stämmen geschaffen, die Männer und alten Mädeln. Den ganzen Tag führen sie durch an der Landstraße und fließen Schieferpfeile. Der Wind geht ihnen auf der Höhe, und so haben sie das diese Anstrengung eng um Kopf und Fuß geschilderten, die Arme in Schulterhöhe gehoben und so viel Höhe aufzugeben, als sie haben. Wer eine Schieferrolle hat, verwendet sie. Die Linke wird von einem mit Feder gesetzten Sanduhndchen gehalten; sie rückt den Stein, der Hammer fällt zu: Tat-tat-tat-tat. Eine kleine Rolle, dann wird ein neuer Sandstein in Arbeit gesetzt. Und das Klatschen geht den ganzen Tag.

Unser Bild zeigt einige dieser Männer. Bei zweien fällt der Hammer auf ziemlich regelmäßige Art. Sie kann sie schwer nicht ausspielen. Sie sind zu Steinhauen geworden, um Stein zu schlagen. Die dritte hat den Hammer zwischen den Füßen und läuft zu ihrer Schmiedin hinüber, die die Hand nährt. Ihr Gesichtsausdruck ist gespannt. Siehten alle Steinmesser in ihr auf? Das der Zeit, da ihr Name noch lebte, ihre Kinder noch klein waren, die jetzt drunter an der Welt zerstreut sind? — Zur nächsten Augenblicke soll sie sich einen Schmied suchen, sich zusammennehmen und wieder schlagen. Sie kann das nie die Kinder hören, wenn sie in der Mutter zurückkehrt. Sie werden nach dem gefährlichen Zusammensein bezahlt, und auf jede fällt der gleiche Theil.

Und den ganzen Tag geht das Klatschen, dröhnen

beim Schieferfelsen, wo die Frauen fanges Brots aus harten Steinen schlagen. —

**Ein Opferfest der Sinai-Beduinen** schildert Adolf Kellner in seinem Buch „Eine Sinai-Fahrt“ (Sauerländer, J. Huber): Ich wohnte einmal einem Opferfest am Karawangiel bei. Große Zelte waren aufgeschlagen, in denen Weiber und Kinder sich zur Bereitung des Opfermahl's rüsteten. Die Mehrzahl der Männer hatte sich vorher am Kloster, das sich in der Nähe des Hüngels befindet, versammelt, wo ihnen steinhardt Stände eines grauen Brotes hinuntergeliefert wurden. Dann wurde ein Kamel, mit einem bunten Zudecke behängt, mehrmals um den Karawangiel herumgeführt, woran es im Angesicht des Hüngels zum Riedertwicken gezwungen wurde. Mit angehobenen Händen beteten die Beduinen, die mir das zitternde Kamel herumstanden, ein Gebet, in dem ich die Fausta zu erkennen glaubte. Nach dem Gebete wurde der Hals des Kamels zurückgebogen, ein Beduine mit schwert geschärftem Schwerte trat hinzug und durchschlitzt mit einem Streiche die Halsader des Kamels, so daß das Blut in starkem Strom herausfuhr und den Steinbrüchen beströmte, vor dem das Kamel kniete. Ich wußte nicht, ob dieser Steinbrüchen zufällig da lag oder die Stelle eines Manns betrreten sollte, der zwar bei den Steinbrüchen die Bedeutung hatte, als bei den Schiefern.

Das Thier verzehlt hatte und alles Blut ausgeplauscht war, wurde das Kamel in einzelne Stücke geschnitten, die dann von den Beduinen nach den Zelten getragen wurden, um dort zubereitet zu werden. Beim ersten der feierlichen Schlachtung standen die Schäfer vor den Zelten in freudiger Aufregung. Rundt um ihnen siegten ab und zu einem geladenen Pfeil aus, der sich wie ein langer, scharfer Schiller

aus der Schle, ulululu . . . anhörte und an das hebräische Hallel erinnerte, woraus Hallelujah ge worden ist.

Während der Zubereitung des Mahles wurde ein Wettkennen veranstaltet. Es war ein prächtiger Anblick, die Beduinen auf ihren schönen Reitfameelei vorbeigaloppiren zu sehen. Ihre Einladung zum Mahle konnte ich aus Mangel an Zeit nicht annehmen. Dagegen wurde ich nun um einen Balsäck bestimmt wegen der Photographie, die ich vom Zelt lager aufgenommen hatte. Ich machte aber den großen, gebräunten Beduinen begreiflich, daß es einem so großen Scheich wie ihm schlecht anstehe, zu betteln. Da ließ er geschmeichelt von mir ab und konstatierte, daß ich ein chawadja schätte, ein kluger Herr, sei.

Dafür drängten sich aber sofort die braunen Buben an mich heran und verfolgten denselben Zweck durch freudliches Zureden. Es machte mir Vergnügen, in die rabenschwarze Nacht dieser schönen funkelnden Augen zu blicken und die kleinen, halbnackten Schlingel ein wenig zu betrachten. Als mich einer von ihnen zu größerer Willigkeit stimmen wollte durch den Hinweis auf Allah, und ich ihn fragte, wo denn Allah sei, antwortete mit der jungen Skeptiker unverzogen: munkin soql vielleicht oben. Erst als ich der Bande bei dem Leben meines Vaters schwor, sie würden nichts bekommen, ließen sie mich in Ruhe. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Jubiläis verboten!**